

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Standrede

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Standrede.

(Der Hintende standredet über sich selbst.)



Es war ein schöner Maiabend, und wohl-gemut, unter Schwäzen und Lachen stiefelten die alten Freunde, der Hintende und der Kanzleirat, durch die romantischen Kartoffeläcker der Karlsruher Haardt Irhansen zu. Sie kamen sich wichtig vor als Träger einer bedeutenden diplomatischen Mission, indem ihre Damen sie ausgesandt hatten, Kartoffeln zu

kaufen. (Auch des Hintenden alte Haushälterin Kathrine ist jetzt unter die Damen gegangen, nachdem man jede Doenwälder Dienstmagd, und wenn sie Hände hat wie ein Eichenkloß und Füße wie Steinsuhrwerke, mit „Fräulein“ anredet. Die Kathrine, weil sie beim Hintenden ist, wird von den Ladenbediensteten als Respektsperjon sogar gnäbiges Fräulein Kathrine genannt und geht deshalb mit dem Gedanken um, sich ein neues Gebiß machen zu lassen und die Voden zu brennen.) Also die Damen hätten dem lieben Gott beinahe den Krieg erklärt, weil er im Winter 1904/05 die Kartoffeln im Keller stärker faulen ließ als sonst. Der Hintende erlaubte sich allerdings zu bemerken, die Kartoffeln seien nur da faul, wo die Hausfrau faul sei, nämlich im Entfernen der angestekten. Das hatte die Kathrine aber mißverstanden und eine kleine Scene gemacht, so daß der Hintende um gut Wetter bat und versprach, demnächst persönlich zum Herrn Zengerle in Irhansen nach Kartoffeln zu fahnden. Er nahm, wie gesagt, den Kanzleirat mit, und beide alten Knaben gedachten, sich bei dem Herrn Zengerle zugleich einen heiteren Abend zu machen. Dort kam man das gut.

Glücklich kamen sie denn auch am Ziele an; Herr Zengerle saß in der Stube, die hinter dem Kramladen liegt, und studierte emsig Anatomie und Zoologie an einem geräucherten Kinnbäckle. Er begrüßte die Herren zwar freudig, aber, wie dem Kanzleirat gleich auffiel, mit einer gewissen Angstlichkeit, schaute auch alsbald nach der Küchentür und machte sie vorsichtig zu. Dann wollte er die Freunde zu seinem

Lehrer Hintender Vote für 1906.

Kinnbäckle einladen, aber der Hintende wehrte ab: „Nein, nein, die Mutter Auguste soll uns nachher etliche Pfannkuchen baden, so groß, daß man von jedem für einen Lehrer Reichswaisenhausknaben Ruck, Hose und Weste anmessen könnte. Unterdessen wollen wir ins Dorf, ein paar Zentner Kartoffeln kaufen — Ihr besitz ja selbst keine mehr, wie Ihr mir geschrieben habt —, aber Ihr sollt uns den Potfen machen und an den richtigen Ort bugstieren. Dafür kommt Ihr auch samt Eurer Auguste lobenderweise in den Kalender, meinetswegen mit Abbildung.“

„Um Gottes willen, Hintender, nur das nicht.“

„Wie? habt Ihr Euch nicht drüber gefreut das letzte Mal?“

„Hintender, Ihr seid mein moralischer Untergang hier im Dorf. Wenn Ihr wüßtet . . .“

Der Hintende schaute in das grüne Weintrüglein, das neben dem Kinnbäckle stand. Es war leer.

„Euer Laufener Bierer ist gut. Ihr habt, glaub' ich, das Zungenreden.“

„Macht keine Späße, Hintender, ich habe nur Birnenmost getrunken. Der Laufener vergeht einem samt dem Späßen. O, ich sage Euch, Hintender, Ihr habt mir mit Eurem Kalender eine böse Suppe gekocht. Sie wollen mich boykottieren.“

„Wer?“

„Denkt Euch nur, da hat der Kaplan hier einen katholischen Volksverein gegründet, und wie es der Wacker befohlen hat, donnert er in der Kirche und



Er begrüßte die Herren zwar freudig, aber mit einer gewissen Angstlichkeit.

wispert im Beichtstuhl gegen die unchristliche Presse, besonders aber gegen Euch, den Hintenden; das sei des Teufels Stabstompeter! Und nun denkt Euch, ich stehe selbst drin!“

„Was macht das? Da stehen noch andere Leute drin und schämen und fürchten sich nicht. Der Kaiser, der Großherzog . . .“

„Die haben gut drin stehen, die haben keinen Kramladen mit Spezereien und Ellenwaren, die kann man nicht boykottieren.“

„Auch haben sie keine Auguste,“ lächelte der Kanzleirat.

„Ach so! daher die Angst,“ sagte der Hinkende. „Angst? Angst? Wer hat Angst? Habt Ihr mich je in Angst gesehen, Hinkender? Wißt Ihr noch, wo Ihr mich anno siebzig vor Straßburg besucht habt, wo ich mitten in der Nacht als Kanonier . . .“

„Schon gut, Zengerle, aber das ist schon lange her.“ „Angst? Der soll mir kommen, der mir von Angst redet. Aber Vorsicht! Vorsicht! Das ziert den Mann, besonders wenn er einen Spezereiladen hat. Und kurz und gut, Hinkender, Ihr sollt nichts mehr gegen die katholische Religion schreiben, he!“

Der Hinkende war starr. „Gegen die katholische Religion? Wann habe ich dagegen etwas geschrieben? Habe ich nicht stets davon mit Achtung geredet? Habe ich nicht in vielen Erzählungen die Macht und Kraft und Wucht gerade des katholischen Glaubens gepriesen oder durch andere preisen lassen? Ist mir das nicht oft von Protestanten sogar verübelt worden? he?“

„Aber gegen Priester, sogar gegen Bischöfe habt Ihr schon losgezogen.“

„Jawohl, sogar gegen Kaiser und Könige. Warum nicht, wenn sie es verdienen? Aber doch nicht gegen alle! In wie vielen Erzählungen hat der Kalender ehrwürdige Priester in ihrem echt christlichen und vollstümlichen Wesen und Wirken verherrlicht! Aber die Fanatiker, besonders die ständigen Ofenheizer, die herrschsüchtigen Ultramontanen, die das Volk geistig entmündigen, durch den blassen Wahlzettel ihrer irrgeliteten blinden Herde den Staat einschüchtern, lähmen, beherrschen wollen, die Haß und Zwietracht zwischen den Bürgern unseres Landes säen, das Volk unheilbar im Leben zerreißen möchten, die nicht einmal einem Toten andern Glaubens ein Ruheplätzchen auf ihrem Kirchhof gönnen; und wenn sogar hochwürdige Bischöfe das tun, die sollen . . .“

„Hinkender,“ flehte Herr Zengerle mit aufgehobenen Händen, „schreit nicht so; ich tue recht und scheue niemand, aber wenn das meine Auguste hört, fällt der Pfannkuchen klein aus. Seitdem der Volksverein besteht und der Kaplan Euch in des Teufels Leibgarde verjagt hat, pfaucht sie über Euch; man kann nicht mehr bei ihr sein, man möchte einen Ofenschirm um sie herumstellen, so glüht sie im heiligen Zorn wie ein Dauerbrenner, der stets feurige Augen in die Stube hinein macht.“

„Wißt Ihr was, Zengerle, wir wollen jetzt ins Dorf gehen und Kartoffeln kaufen, damit wir auf andere Gedanken kommen. So hätte ich mir diesen Abend nicht gedacht.“

Herr Zengerle eilte auffällig rasch in die Kammer und kam im Nu zurück, geschmückt mit den gelben Sonntagshosen. Die Freunde mußten das Haus verlassen, ohne Frau Auguste begrüßt zu haben. Das war das erste Mal in ihrem Leben so. Als sie ferner ins Dorf wanderten, kam es ihnen vor, als führe sie Herr Zengerle absonderliche Wege. Bald ging es durch eine Scheuer, bald über einen Misthaufen, dann einen stinkenden Graben entlang, hopp drüber, aber nie auf rechter Straße. Dem Hinkenden wurde

immer gewisser, der Führer scheue sich, mit ihm vor den Leuten zu erscheinen, denn den Hinkenden kannten fast alle im Dorf. Endlich blieb Herr Zengerle stehen, schlug sich vor die Stirn und meinte, es sei am Ende am besten, wenn sie in die blaue Grotte gingen, eine neue Bierwirtschaft ganz am Ende des Dorfes. Dort könne man wohl erfahren, wer Kartoffeln habe.

„Nicht in den Storch?“ „Dort war heute Holzversteigerung.“ „Also grad wird man dort Leute treffen.“

„Aber in der blauen Grotte erfährt man mehr.“ Der Hinkende sah Herrn Zengerle traurig an, sagte aber nichts und ging weiter. Der Kanzleirat lächelte wehmütig vor sich hin: „So muß es kommen. So weit bringen sie es noch.“

Endlich war der letzte Misthaufen siegreich überwunden und die Karawane befand sich in einer schlecht gelüfteten, schmutzigen, leeren Wirtsstube; halt nein, in einer Ecke saß ein Mann, offenbar ein Metzger, da er einen großen knurrenden Hund zu seinen Füßen und eine rote Bluse am Leib hatte; er drehte den Ankömmlingen den Rücken zu und las ruhig die Zeitung.

Kaum war ein Schoppen Bier gereicht, und eben wollte Herr Zengerle mit dem herumtschlurpenden Wirt das Kartoffelgespräch beginnen, da tat sich heftig die Türe auf und ein ganzer Schwarm Bauern polterte herein. Es waren Auswärtige, wie Herr Zengerle aufatmend bemerkte, also kannten sie den Hinkenden wohl nicht. Sie hatten der Holzversteigerung beigewohnt und wollten offenbar für den vierstündigen Heimweg sich mit einem hinreichenden Vorrat Bier versehen, wie das Kamel tut — allerdings nicht mit Bier —, ehe es die große Wüstenreise antritt.

Kaum waren die Bauern niedergesessen, hatten die Ellenbogen vorschriftsmäßig auf den Viertisch gebracht und mit den Gläsern angestoßen, da begann eine hohe, dünne Stimme aus dem Schwarm heraus: „Jawohl, und das muß sein in einem christlichen Dorf, ein katholischer Volksverein; wir müssen die Wahlen machen, wir müssen die schlechte Presse aus dem christlichen Hause verdrängen, die ihr Gift über Mann und Frau, Kind und Greis ausspricht, und dazu braucht man den Volksverein notwendig.“

„Siegriß,“ rief da eine tiefe Basstimme aus der Ecke hervor, „loß dain Gaisst ruhg'n, wann d' an host, du Irrewisch! Ziehst to zwa Lot, wann ma di auf d' Goldwoog'n schmaißt un no dain Sonntagstiesel drain gibst, un mochst a G'schrai, doß ma net in da Stub'n do blaib'n kam, wie a floons Grixel, dös macht au a größers G'schrai wie an Afesant. Saus Bier, du Daumerling, doß d' a G'wicht host, doß di main Psaisenvauch net wegblööst.“

Der vorige Redner schwieg zuerst betroffen, der ganze Hause lachte über den Zwischenruf des Bayern. Der Siegriß tat jedoch klug und lachte mit. Als ob der gewaltige Bayer ihm Lust wäre, fuhr er weiter: „Jawohl, und vor allen Dingen ist es eine

Schande, daß der Hinkende noch im Dorf gelesen wird. Aber das sag' ich, wenn wir einen Volksverein haben, dem wollen wir den Weg verbauen, der kommt nicht mehr in unsere Gemeinde, so wahr ich Siegrist bin."

"Was host dann du gegen da Hinkende? Dees wenn i wüßt, du Krott?"

"Ha! Gegen den Hinkenden! Ein Schande ist's, wenn sich ein katholischer Mann damit besudelt."

Ein Knud, ein Stuhl Rücken, und der Metzger war drüben am andern Tisch aufgestanden. Er stellte sich breitbeinig vor den Rücken seines Stuhles und suchte mit den Augen nach dem Sprecher, der gegen den Hinkenden gelästert hatte.

"Herrchäjes," sagte er erstaunt, mit einer feinen, hohen Stimme, die gar nicht zu der kräftigen Statur paßte, "Gott Strambach, dem düren Gerl da sollt' mer weesz Snebbchen de Gopf auseinanderschlagen, daß man sehn dut, was der für dämliche Gedanken drinne hat. Man wärd' sch wundern."

Da stand auch der Bayer hinter seinem Tisch auf. Er warf ihn fast um mit seinen gewaltigen Gliedern.

Beide Männer schauten sich über die Köpfe der andern hin einen Augenblick an. Dann sagte der Sachse: "Jez wärd mir'sch awer annersch. Bist du nich d'r Aloysl?"

"An wer bist denn du? Willst rauf'n?"

"Nu, so komm mal, wenn du 's Gemied dazu hast." Der Bayer besann sich nicht lange. Er streifte die Armel zurück bis an die Ellenbogen, legte die eine Hand auf das Haupt des Siegrist, die andere auf die Achsel eines halb schlafenden Bauern (dem Siegrist wurde dabei die Nase heftig ins Bierglas gestochen) und sprang mit einer kühnen Hocke über den Tisch mitten in die Stube, daß die nächststehenden Bauern unter einem Angstschrei auseinander fuhren vor seinen herangelten Stiefeln. Aber als er an den Gegner herankam, gab dieser ein schallendes Gelächter von sich.

"Gennst du mich denn nich mehr, Aloysl? Ich bin doch das Gustävchen aus Zwickau vom Lahrer Reichswaisenhaus."

Da hätte man dabei sein sollen, was der bayrische Hirtules für einen Freudenschrei ausstieß und wie er dem Sachsen an die Brust flog. Die Gäste sperrten Maul und Nase auf, der Siegrist aber rieb seine dünne, bleiche Nase und wollte gar nichts sehen und hören.

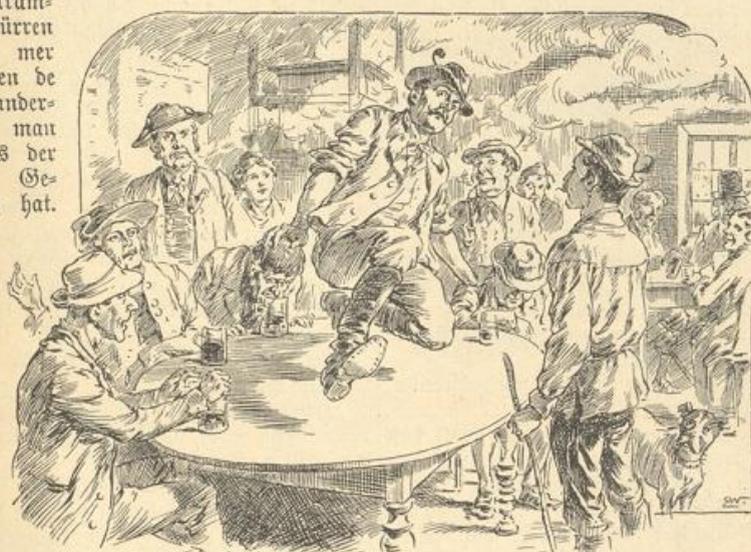
Als die zwei wieder auseinander kamen, betrachteten sie sich eine Zeit lang sprachlos. Dann sagte der Sachse: "Aloysl, was is denn das für een Gerl? Ich gloob', die Stimme hab' ich ooch schon einmal geheert?"

"Dees is der Peter aus'm Elßaß und war auch mit uns zu Lahr im Waisenhaus."

Der Sachse riß die blauen Augen weit auf.

"So — der? Na, dem hab' ich schon damals nisch anders vermacht. Der war immer so. Na,

nisch für un- gut, Peter, aber auf den Hinkenden darfst du nimmer schimpfen. Ree, das wär' eene große Sünde. Sag, was wär' aus dir geworden, wenn du nich in das Waisenhaus gekommen wärst? Ich weesz noch, Gott Strambach, wie du angekommen bist mit deenem roten Sacktuch und dem Muttergottesbild drin und sonst nisch drin



„Gennst du mich denn nicht mehr, Aloysl?“

und nisch draußen; und wie Mutter

Schneckenburgern, die Hausmutter, dich Aloysl hat vor dem Hause und gesagt: »Peterle, halt still, es isch nur einmal, besser Läs als Sünden.« Und wie der Vater Schneckenburger dir das Muttergottesbild über das Bett genagelt hat und gesagt: »Peterle, du hast keine irdische Mutter mehr, das ist jetzt deine Mutter. Sei brav und betrüb sie nicht, und auch deinen Vater im Himmel nicht. Und all die lieben Engelein um die Muttergottes her, das sind jetzt deine Geschwister.« Weißt du das noch, du undankbares rabenschwarzes Nas, und jetzt schimpfst du auf den Hinkenden? Wer hat das Waisenhaus in Lahr begründet und gebaut? Der Hinkende zusammen mit den Tausenden braver guter Menschen, die in den Festschulen für arme verlassene Waisen sammeln, und mit den edel denkenden Männern und Frauen, die durch große und kleine Vermächtnisse noch im Tode den Gedanken des Hinkenden unterstützt haben und deren Namen in goldenen Lettern auf den

marmornen Ehrentafeln im ersten deutschen Reichswaisenhause als unvergessliche Wohltäter verzeichnet sind. Und wie manchmal hat der Herr und die Frau Schnekenburger gewacht und gesorgt, wenn wir das Bauchweh oder Halsweh hatten? Hast du gewußt, ob alle diese guten Menschen katholisch oder evangelisch waren? Haben sie dich drum angesehen? Haben sie dir deinen Glauben vergiftet, dein Christentum geraubt? Nein, was du an wahren Christentum hast, das hast du im Waisenhaus bekommen. Und alles das verdankst du in erster Reihe dem Hintenden, der den Gedanken der Errichtung eines Reichswaisenhauses zum erstenmal in seinem Kalender ausgesprochen hat. Ohne den Hintenden wärst du vielleicht ein Landstreicher geworden, oder schon längst im Zuchthaus gestorben. Ich will dich nicht richten. Ich weiß nicht, wohin mich heimatlosen Burschen der Satan getrieben hätte, wäre ich nicht zu unsern lieben Eltern nach dem Altwater gekommen, ins Waisenhaus. Leben sie denn noch?"

"Alle beide, gottlob, wie man hört," sagte der Bayer, "aber im Ruhestand. Sie hob'n's verdient, daß sie a bissel no ausschnaufen, eh' sie der Herrgott pensioniert, und daß sie an ihren Kindern und Enkeln noch viel Freude erleben."

"Sag 'mal, Mloysl, wie alt sind wir?"

"Do mußt schon im Kirchenbuch nachschlog'n. Also wie i neinkomma bin, zwölf Johr. Dees wor anno 85. Un jetzt schreib'n mir 1905."

"Was? da sind's grad zwanzig Jahre, daß wir beide dort aufgenommen wurden?"

"Dees wird stimma; do kunnst nix abstreit'n, net eemol ka Awekat net."

"Mloysl, das ist en scheener Tag, wees Gott, daß wir uns heite treffen mußten. Wir wollen das Jubiläum feiern. Soll ooch der da mittun?"

"Peter, ol's Peterl, du mußt mitfeiern, oder i schlog dir alle Knochen auseinander aus purer Fraindschaft."

Da schrie eine Stimme aus dem Hintergrund der Gesellschaft: "Den hätten sie sollen noch besser lausen, der hätt's nötig gehabt, besonders innen im Kopf. Inwendig hat er die gefährlichsten Läuse, der Duckmäuser. Was brauchen wir einen Volksverein? Haben wir nicht schon genug kirchliche und weltliche Vereine? Noch mehr Beiträge und noch mehr Hetzerei? Man kann ja bald nicht mehr leben, so wird einem alles vordickt, was man denken, lesen, sagen soll. Ich muß mein Geld verdienen mit allerhand Leuten, auch mit Lutherischen und mit Juden. Wenn man uns aber allein in einen Pferch sperren wird, na, so werden wir halt Schafe und die andern werden uns scheren. Aber den Hinkl...den les' ich, Siegrist, wie bisher, deswegen komm' ich nicht in die Hölle."

Etliche murmelten Beifall, aber der Siegrist zischte giftig dem Sprecher zu, so daß die andern schwiegen. Sie wollten nicht beim geistlichen Herrn angezeigt werden.

Es wurde ihnen ungemütlich. Sie brachen auf

und gingen. Der Wirt schaute dem Siegrist zornig nach: "Wo die Kreuzotter hinkommt, gibt's Streit und hört die Gemütlichkeit auf."

Doch die zwei wiedergefundenen Freunde, der Bayer und der Sachse, blieben sitzen und erzählten sich von den glücklichen Tagen im Lahrer Reichswaisenhaus und was sie ihm alles verdankten. Schließlich brachten sie auch noch heraus, daß es jetzt fünfundsanzig Jahre her sei, seitdem die Fetzerei für die Anstalt begann, deren emsiger und selbstloser Liebestätigkeit bis heute noch weitere vier Reichswaisenhäuser, nämlich in Magdeburg, Schwabach, Salzburg und Niederbreisig, ihr Bestehen verdanken. Die alten Waisenhäuser beschloßen, diesen Tag noch festlich zu begehen durch eine gute Flasche, aber nicht in der blauen Grotte, sondern im Storch.

Als sie fort waren, zog der Hintende sein Stelzbein, das er unter dem Tisch versteckt hatte, wieder hervor und mahnte gleichfalls zum Aufbruch. Sie wollten jetzt wieder heimwärts wandern, nach Karlsruhe. Aber das litt der Herr Zengerle nicht. Dieser war wie aus einem tiefen Traum erwacht. Ja, aus einem Traum. Er hatte in seinem Geist die große Zeit wieder aufsteigen sehen, wo man noch nicht so nach der Konfession fragte, sondern nach dem Herzen; wo Katholiken und Protestanten ohne Ansehen der Person an großen vaterländischen Werken zusammen gearbeitet hatten, so auch am Lahrer Reichswaisenhaus. O es war eine schöne, begeisterte, fast jugendliche Zeit. Und jetzt? Herr Zengerle schämte sich. Jetzt ist der Kaplan wieder Meister wie nie zuvor.

"Heim wollt Ihr? Nein, nein, Hintender, Ihr kommt mit. Ihr müßt mitkommen in mein Haus. Ihr sollt noch was erleben."

Diesmal ging's breit durch die Hauptstraße des Orts, Herr Zengerle trotzig zwischen beiden Freunden einhererschreitend; die Zehausener schauten den Hintenden durch die Fensterseiben freundlich an, aber sie spähten dabei ängstlich nach den Nachbarn, ob diese nicht am Ende ihre Freundlichkeit gar sähen und an den Herrn Kaplan weiter meldeten. Vor Herrn Zengerles Hause angekommen, ging dieser zuerst solo hinein. "Wartet ein wenig, sie muß Euch selbst holen. Sie muß."

Die beiden Freunde hörten draußen, wie Herr Zengerle im Laden mit Frau Auguste redete: "Hör, heut Abend bekommen wir noch Besuch. Zwei alte Freunde. Die wollen für arme Kinder ein Waisenhaus bauen."

"Hier?"

"Nein, irgendwo anders."

"Ein Waisenhaus für arme Kinder?" Frau Auguste war schon gerührt; denn arme Kinder, da kann sie nicht kalt bleiben. Sie muß dann stets an ihre eigenen Kinder denken, die alle gestorben waren, und an ihre eigene Jugend, wo sie selbst als ein Waisenkind bei barmherzigen Verwandten eine gedrückte Zeit verlebte. "Was? Gibt's heutzutage noch so edle Menschen, die an die verlassenen Waislein denken?"

Das sind die richtigen Katholiken, die so etwas tun."

"Nein, eigentlich nicht. Die zwei sind Evangelische."

"So lohn's ihnen der Herr eineweg. Das ist alles eins, wenn man nur Barmherzigkeit übt. Sie werden wohl sammeln wollen, daß sie hierhergekommen sind?"

"Nein, diesmal nicht. Nur mich besuchen."

"Mann, du lächelst. Du treibst deinen Spaß mit mir, ich kann mir's wohl denken. Solche Leute gibt's nicht, die mir nichts dir nichts Waisenhäuser bauen."

"Und es ist doch so," schrieb Herr Zengerle, indem er die Ladentür aufriß, "und das Waisenhaus ist sogar bereits gebaut, und da stehen sie schon, die guten Freunde. Glaubst du's nun? Herein, Hinkender, herein, Kanzleirat! Und ein freundlich Gesicht gemacht, Auguste! Eben sind's zwanzig Jahre, daß das Lahrer Reichswaisenhaus eröffnet wurde. Weißt du noch, wie wir einst dafür gesammelt haben? Wie du dem Hinkenden saft um den Hals gefallen bist bei der Einweihung? Denkst du noch an die schöne Zeit? Warum ist das nicht mehr so? Aber es soll wieder so werden. Auf, dem Hinkenden die Hand!"

Frau Auguste kämpfte noch ein wenig mit sich selbst oder eigentlich mit dem Herrn Kaplan, aber sie hat obgesiegt und ist mit den Herren, sogar mit dem Hinkenden, noch recht fröhlich geworden. Und hat Pfannkuchen gebacken, kein Mensch kann beschreiben wie groß! Der Abend war doch noch schön!

Als der Hinkende zu Karlsruhe am Bahnhof im Begriff stand, in den letzten Zug zu steigen, drückte er dem alten Kanzleirat kräftig die Hand und schaute ihm tief in die Augen.

"Kanzleirat! Mit Worten kann sich der Mensch veründigen, wenn er Kalender schreibt oder auch sonst. Da irren wir, ob wir wollen oder nicht. Unser Wissen ist Stückwerk und darum auch unsere Worte. Aber wie sagt der Apostel Paulus? Das Wissen blähet auf, die Liebe bessert. Wir haben gebessert, viele Menschen gerettet, viel Gutes unserm Volk beschert. Und wenn der Kalender sonst nichts wert wäre, als daß er dieses Waisenhaus gebaut hat, so wäre es genug. Denkst du nur, wenn alle Kalender der Welt nur je ein Werk solcher Nächstenliebe vollbringen würden, wie wir, was wäre da schon gewonnen! Das ist ein steter Trost, wenn mir Zweifel kommen, ob dies oder jenes recht sei und recht gewesen sei, das ich gesagt und geschrieben: da drüben steht ein Haus; wenn ich sonst auch einmal irre, da drüben haben wir nicht geirrt. Was liegt an dem Fluchen engbrüstiger Zeloten? Da drüben, da drüben, da werden wir gesegnet. Adieu, lebt wohl, alter Knabe, und bleibt gesund, und grüßt sie daheim alle, alle!"

Der Hinkende kroch gleich in die hinterste Ecke seines Wagens, denn er wollte seine Nahrung verbergen. Schon setzte sich der Zug in Bewegung, da schrie es draußen ganz jämmerlich, wie wenn ein

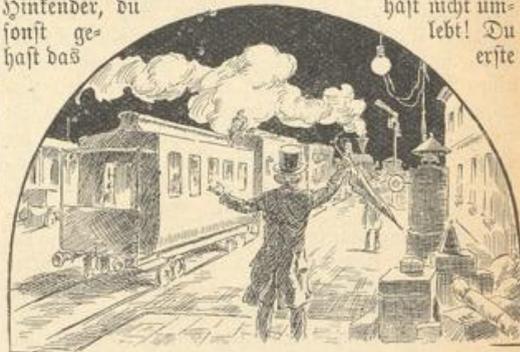
Mensch am Ertrinken wäre: „Hinkender, Hinkender! He! Wo seid Ihr?"

Der Hinkende fuhr ans Fenster. Da rannte der alte Kanzleirat neben dem Zug her wie ein Fudel, den sein Herr draußen vergessen hat.

"Hinkender, Ihr seid ein alter Narr, und wenn man mit Euch reist, so ist man angeschmiert. Jetzt haben wir ja die Kartoffeln vergessen zu kaufen! Was wird meine Therese sagen?"

"So geht nochmals hinaus zum Herrn Zeng . . ." Da hatte der Bahnsteig ein Ende, der Kanzleirat mußte Halt machen. Lange noch sah ihn der Hinkende dort stehen und verzweifelt mit dem grünen Sonnenschirm fuchteln.

"Was liegt an den Kartoffeln," murmelte der Hinkende, "ich trage weit besseres Verlangen, spricht der Dichter. Die Kathrine mag Knöpfe mit Sauerkraut kochen, wenn's an Kartoffeln gebricht. Nein, Hinkender, du hast nicht umsonst gelebt! Du hast das erste



Da mußte der Kanzleirat Halt machen.

deutsche Reichswaisenhaus bauen lassen im neuen Vaterland. Freue dich, alter Mann, die zwanzig ersten Jahre sind vorüber, das Werk ist gerettet!"

Und der Hinkende überschaute nochmals die mühselige Geschichte des Sammelns, Bauens und Organisierens und die Reihe der lieben, wackeren Mitkämpfer für das schöne Gotteswerk, derer, die noch leben, und derer, die schon drüben angekommen sind im fernen Land der ewigen Sonne. Und der alte Stelzfuß merkte kaum, wie die schlafenden Städte und Dörfer vorüberflogen, bis plötzlich der Schnellzug in Dinglingen hielt.

Herrje, 's Grittli.

Lehrer Werner war ein Mann von achtundvierzig Jahren, von schlankem Wuchse, mit mildem Auge und von einnehmendem Wesen und daher in seinem Wohnorte allgemein wohlgehten.

In seinem an den Saum eines Tannenwaldes angebauten Schulhause lebte er nur seinen Schülern und seiner Familie und daneben auch seiner Immenzucht, die er sehr rationell und mit großem Erfolge betrieb. Seine Familie bestand aus einer etwa zweidreißigjährigen Frau und zwei allerliebsten Kindern, einem Buben und einem Mädchen.

Schon zwölf Jahre lebte er in seinem idyllisch gelegenen Schulhause, und nur der Gang zur Kirche hatte ihn allsonntäglich auf kürzere und die alljährlich wiederkehrenden Ferien auf etwas längere Zeit vom Hause entfernt, in dem er die süßesten Freuden eines ungetrübten Familienlebens genoss.

Das Glück dieser Familie wurzelte wohl in der Hauptsache in den soliden Charakteren der Ehegatten, aber so ein Klein wenig trug doch auch die Lage des Schulhauses dazu bei. Vom nächsten der zerstreut umherliegenden Bauernhöfe wohl zehn Minuten entfernt, waren die Lehrersleute ganz aufeinander angewiesen, was einem innigeren Sichanschmiegen nur zu statten kommen konnte.

Namentlich im Winter, der in dieser Gegend seine ganze strenge Herrschaft zur Geltung bringt, so daß das Begehen der tiefverschneiten Wege oft mit nicht geringen Beschwerlichkeiten verbunden ist, lebten der Herr Lehrer und seine Frau nur sich und ihren Kindern. Unter Tags versah jedes seine Obliegenheiten. Der Vater waltete mit seltener Gewissenhaftigkeit seines Amtes in der Schule, in welcher er unter Zurechnung seiner eigenen Kinder nur zweiundzwanzig Schüler hatte. Die Frau Lehrerin sorgte für die Sauberkeit sowohl ihrer Zimmer als auch der Schullotale, für eine zwar einfache, aber nahr- und schmackhafte Küche, und erst die trauten Abendstunden versammelten die ganze Familie zu einem längeren, gemüthlichen Beisammensein. Dann nahm die Mutter irgend eine Handarbeit vor, der Vater korrigierte Schularbeiten oder er half seinen Kindern etwas nach, und wenn diese mit ihren Aufgaben zu Ende waren, gab's immer noch ein Stündchen, das einzig gemüthlicher Unterhaltung gewidmet war. Der Vater spielte dann öfters Klavier oder die Mutter erzählte ein hübsches, dem Verständnis der Kinder angepaßtes Geschichtchen, und diese gaben ihre Tageserlebnisse zum besten.

Schlag 9 Uhr aber sagte die Mutter: „Jetzt, Kinder, ist's Zeit zu Bett,“ und diese Mahnung wurde dann auch schleunigst befolgt.

Und jetzt gehörten der Herr Lehrer und dessen Frau erst ganz sich selber. Hand in Hand saßen sie dann auf dem Sofa und erneuerten durch trauliches Geplauder den Bund der Liebe, den sie vor vielen Jahren geschlossen hatten, ergingen sich wohl auch in Gesprächen über die Zukunft der Kinder oder über Haushaltungsfragen.

So saßen sie auch einmal an einem Dezemberabende, es war vierzehn Tage vor Weihnachten, beisammen. Draußen heulte der Sturm und trieb dicke Schneeflocken vor sich her. Man hätte keinen Hund vor das Haus jagen mögen, so abscheulich war das Wetter.

„Ich will doch hinunter und sehen, ob die Läden auch alle richtig geschlossen und sonst alles beim Rechten ist,“ sagte der Lehrer zu seiner Frau. Und er erhob sich, um sein Vorhaben auszuführen.

Wie das bei der pünktlich eingehaltenen Hausordnung nicht anders zu erwarten war, fand er Türen

und Läden verschlossen. Er öffnete die Haustüre, um noch einen Zug frischer Luft zu atmen und nach dem Wetter zu sehen.

Es war noch genau so wie am Tage. Der Sturm pfliff sein rauhes Lied und peitschte dem Lehrer ganz unverschämt und ohne Erlöse die Schneeflocken ins Gesicht. Schon wollte dieser die Türe wieder schließen, da war es ihm, als ob er einen Ton höre, der mit dem Pfeifen und Säusen des Windes gar nichts Verwandtes hatte. Er horchte genauer, und richtig, von der an das Schulhaus angebauten Scheune trug ihm der Wind die herzdurchdringenden Töne menschlichen Weinens entgegen.

Der Lehrer ging hinaus zu seiner Frau. „Berta,“ sagte er, „sei so gut und zünde die Sturmlaterne an, drunten bei der Scheune ist jemand. Wollen sehen, wem und wie wir zu helfen vermögen.“

„Einem armen Menschen zu helfen,“ sagte die vorsichtige Frau, „ist Christenpflicht. Nimm aber doch lieber noch eine Waffe mit, denn es könnte auch ein Gauner sein, der dich aus dem Hause locken und überfallen will. Heutzutage ist alles möglich, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

„Fast recht, Berta,“ entgegnete der Lehrer. „Halte 'mal die Laterne, derweil ich den Revolver hole. Es sind sechs Patronen drin, und die werden mir die Spitzbuben vom Leibe halten, falls welche da sind, was ich indessen weder hoffe noch glaube.“

Mit Licht und der Schießwaffe versehen, begaben sich nun die Lehrersleute hinunter zur Scheune, wo sie indessen keine Spitzbuben, sondern ein in Lumpen gehülltes, an allen Gliedern zitterndes Weib trafen, welches ein etwa dreijähriges Knäblein im Schoße hatte. Während die Frau, anscheinend die Mutter, fror und weinte, erfreute sich der Kleine, welcher mit einem großen Wolltuch umwickelt war, eines gesunden Schlafes.

„Ach Gott, ach Gott, Frau,“ fragte die Lehrerin, „wie kommen Sie hierher und in solchem Zustande?“

„Durch das Unglück,“ entgegnete die Frau, indem sie ihr tränennasses Gesicht in beide Hände hielt und aufs neue bitterlich zu weinen begann.

„Geben Sie mir den Knaben,“ sagte die Lehrerin, der beim Anblick dieses Elends das ohnehin gute Herz völlig aufgegangen war, „geben Sie mir ihn, daß wir ihn in die Wärme bringen und ihm Milch geben. Die hat er scheint's lange genug entbehren müssen.“ Und sie nahm den armen Kleinen und drückte ihn an ihr Herz, als ob er ihr eigenes Kind wäre. Der Lehrer aber half der matten Frau auf die Beine und brachte sie, wie seine Frau den Kleinen, hinauf in die gutgeheizte Wohnung.

Hier nun unterlagen die beiden einem ganz entgegengekehrten Wandel: die Frau, die sich bisher in der Sorge um ihr Kind und von der Verzweiflung gepeinigt gegen den Schlaf gehalten hatte, wurde von einer Dummacht befallen, während das Knäblein die Augen aufschlug und weinend nach Nahrung verlangte.

Und diesem Verlangen wurde von der Lehrerin bereitwillig entsprochen. Sie hatte noch warme Milch



im Ofenrohr stehen, und diese gab sie dem Kleinen. Da auch dessen Mutter unter den Bemühungen des Lehrers sich wieder erholt hatte, wurden die beiden mit frischer Wäsche versehen und zu Bette gebracht.

„O wie soll ich Ihnen danken, Frau Lehrerin,“ sagte die Fremde, „für alle Ihre Güte? Ich besitze nicht einen Pfennig, womit ich Sie entschädigen könnte.“

„Ist auch nicht nötig,“ entgegnete diese. „Wir sind keine Wirtsleute, die ums Geld Fremde beherbergen, aber Menschen, welche wissen, was sie ihren bedrängten Brüdern und Schwestern schuldig sind. Deshalb seien Sie ohne Sorge und schlafen Sie wohl. Sollten Sie während der Nacht etwas bedürfen, so brauchen sie mir nur zu läuten.“ Dann gab sie der Frau die Hand und ging zur Ruhe.



„Ach Gott, Frau,“ fragte die Lehrerin, „wie kommen Sie herher und in solchem Zustande?“

Am andern Morgen hatten sich Mutter und Kind etwas erholt, wennschon vom Aufstehen noch keine Rede sein konnte. Die Strapazen und Entbehrungen, unter denen sie in jüngster Zeit gelitten hatten, waren von zu unheilvollem Einfluß auf ihren Körper gewesen, als daß ihre Spuren so leicht verwischt werden konnten.

Nach acht Tagen sorgsamster Pflege, welche ihnen die gute Lehrerin angebeihen ließ, waren sie indessen soweit wieder hergestellt, daß sie aufstehen und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der braven Lehrersfamilie sich beteiligen konnten.

„Und nun, liebe Frau,“ sagte eines Abends die Frau Lehrerin, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, „lösen Sie Ihr Versprechen und erzählen Sie uns etwas aus Ihrer Lebensgeschichte. Beim geheizten Kachelofen hören sich solche Geschichten gar gut an, und Ihr Schicksal interessiert

mich ganz besonders, weil wir auf so unerwartete Weise einander nahegebracht wurden.“

„Und Sie haben auch ein Anrecht,“ entgegnete die Frau, „Sie haben ein Anrecht, meine Geschichte kennen zu lernen, Sie, die Sie mich so menschenfreundlich aufgenommen und behandelt haben. Also hören Sie: In einem stattlichen Dorfe des Schwarzwaldes kam ich zur Welt, und der Fortunawirt war mein Vater. Ueber meine ersten Jugendjahre ist nicht viel zu sagen. Ich wuchs auf wie andere Mädchen auch: sorglos, mutwillig und aller Hoffnungen voll, und nur der Umstand, daß ich des reichen Fortunawirtes Tochter war, gab mir einigen Vorzug. Als ich so in die Jahre kam, wurde ich in der Wirtschaft verwendet, und ich mußte lügen, wenn ich sagen wollte, daß das zu meinem Heil gewesen wäre. Nichts ist einem jungen Mädchen gefährlicher als der ständige Aufenthalt in einer Wirtsstube. Es wird gehätschelt, getätschelt, umschmeichelt und belobt von Alten und Jungen, und es müßte ein Engel sein, wenn nicht täglich etwas von all dem Geschwätz an ihm hängen bliebe. Man wird davon eitel, eingebildet und hochmütig.“

So ging es auch mir. Ich glaubte infolge des Lobes, das täglich meiner Schönheit gezollt wurde, die Hübcheste auf 50 Stunden in der Runde zu sein, und sah auf meine Altersgenossinnen wenn nicht gerade mit Verachtung, so doch geringschätzend genug herab, und von den jungen Burschen glaubte ich keinen meiner wert. Ich schwatzte und schäkerte wohl mit ihnen, aber weiter ließ ich mich nicht ein; denn ich hatte höhere Pläne.

Da kam ein junger Lehrer in den Ort, stattlich und lebenswürdig, und da er bei uns die Kost nahm und ich ihn zu bedienen hatte, konnte es nicht fehlen, daß er nach geraumer Zeit einen günstigen Eindruck auf mich machte, so daß ich selbst etwas wie Liebe für ihn zu empfinden vermeinte, und da er mir selbst die wärmste Neigung entgegenbrachte und die Eltern damit einverstanden waren, feierten wir Verlobung.

Und nun ging ein neues Leben für mich an. Der Bräutigam überbot sich in Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit, die Eltern und die Mutter ganz besonders waren stolz auf mich und ließen mir nun vollständig freien Spielraum. Was mir aber ganz besonders wohl gefiel, war der Umstand, daß mich sämtliche Mädchen des Dorfes bis zum Zerplatzen beneideten. Nur ein Etwas war es, was mir nicht gefiel und das Glück meines Herzens bald mehr, bald weniger trübte: die Zimperlichkeit meines Verlobten. Er war mir gar zu sitzjam und zu empfindlich. Spielte ich Abends, wie gewohnt, mit einigen Burschen Karten, dann sagte er, das schickte sich nicht für ein Mädchen. Bewegte ich mich ein bißchen frei und ungeniert, dann war es auch nicht nach seinem Sinn, und an allen meinen Reden hatte er etwas zu korrigieren.

„Das schickte sich nicht für ein anständiges Mädchen,“ das paßt nicht für die Verlobte eines Lehrers,“ du mußt dir die Unarten abzugewöhnen suchen,“ so konnte ich ihn alle Tage ein paarmal sagen hören.

Kurz, die Sache verleidete mir, und das bißchen Liebe, das ich für ihn gehabt, schwand mehr und mehr. Und doch, das sehe ich heute ein, meinte er es so herzlich gut mit mir, wie seitdem kein Mensch mehr. Aber ich war eben damals zu töricht, um ihn verstehen zu können, und so kam es denn, daß ich einem jungen, hübschen Metzger Gehör schenkte und dem Lehrer trotz aller seiner Bitten untreu wurde.

Ich heiratete den Metzger, und da er ein hübsches Vermögen besaß und mein Beigebrachtes auch nicht zu verachten war, führten wir ein paar Jahre ein ganz glückliches Leben. Aber mein Mann kam ins Trinken, vernachlässigte das Geschäft, und je mehr es bergab ging mit ihm, desto gröber und unmenschlicher behandelte er mich. Meine Eltern halfen uns zwar oft, aber schließlich war der Karren doch nicht mehr ins richtige Gleise zu bringen. Es wurde uns alles verkauft, so daß wir als Bettler dastanden. Mein Vater gab uns noch ein paar hundert Mark, daß wir nach Amerika gehen konnten, und dort drüben ging dann erst mein Leiden an. Es würde zu weit führen, wenn ich von den Mißhandlungen erzählen wollte, die ich von meinem Mann zu erleiden hatte, der infolge seiner Trunksucht zur Bestie wurde. Fünf Jahre hatte ich so mitzumachen, dann starb er und ließ mich allein zurück mit meinen drei Kindern, für welche ich nun auf die verschiedenste Weise das Brot zu erwerben suchte. Es gelang mir, wenn auch mit unfäglicher Mühe. Die Hoffnung, dereinst an ihnen eine Stütze zu finden, hielt mich aufrecht. Aber als sie so weit waren, daß sie hätten etwas verdienen können, starben sie, und nichts ist mir geblieben als der Kleine, das Kind meiner ältesten Tochter. Nun war meines Bleibens in Amerika nicht mehr. Ich wollte meine Heimat wiedersehen und, wenn möglich, für mich und den Kleinen einen Unterschlupf bei meinen Verwandten finden. Durch die deutsche Gesandtschaft wurde mir die Ueberfahrt ermöglicht. Mit nordürstiger Unterstützung schleppte ich mich dann von Hamburg bis hierher zu Ihrer Scheune. Ich hatte mich an jenem Tage verirrt, war ins Schneegestöber gekommen und dann halbtot vor Erschöpfung niedergesunken mit meiner Last, dem kleinen Buben."

"Aber wie heißt denn Ihr Heimatsort?" fragte der Lehrer, der der Erzählerin mit sichtlichem und immer mehr steigender Erregung zugehört hatte.

"Ach," erwiderte diese, "Winterselben heißt der Ort, wo ich meine glückliche Jugendzeit verlebte, wo ich mein Glück mit Füßen trat und den besten aller Menschen in törichter Verblendung von mir stieß."

"Herrje — 's Grittli," stieß der Lehrer in seinem alemannischen Dialekte heraus, "Grittli, du bißch's?"

"Immer und immer," fuhr er dann fort, "ist es mir gewesen, als ob ich die Frau schon einmal gesehen hätte. Aber daß sie des Fortunawirts Grittli, meine ehemalige Verlobte, sein könnte, nein, das wäre mir im Traume nicht eingefallen. Denn sie hat auch gar wenig Aehnlichkeit mehr mit dem ehemaligen Grittli. Man wird halt alt. Ist mir auch so gegangen. Aber dennoch herzlich willkommen in meinem

Heim, Grittli. Der Schmerz, den du damals mir bereitet hast, war groß und er hielt jahrelang an. Aber ich verzeihe dir um so lieber, als ich ja nachträglich mein Glück in meiner lieben Frau gefunden habe," sagte der Lehrer.

Das Grittli aber wurde rot und weiß und fiel ganz in sich zusammen, so daß es mit jeder Sekunde einen Zoll kleiner zu werden schien. Endlich aber



„Herrje, 's Grittli," stieß der Lehrer heraus, „Grittli, du bißch's?"

erholte es sich etwas von seinem Schreck und brach in die Worte aus: „Ach lieber Gott, auch das noch! Ich soll den Kelch des Schmerzes bis auf die Hefe leeren. In die Hände dessen muß ich geraten, dem ich das größte Leid zugefügt, Leben und christliche Barmherzigkeit dem verdanken, dem ich so unbarmherzig mitgespielt habe. O ich kann Sie nicht um Verzeihung bitten, ich fühle mich selbst dazu zu erbärmlich."

„Und dieses Gefühl der Unwürdigkeit ist der erste und sicherste Schritt zur Reue, und in dieser wurzeln die Keime zu einem andern, bessern Leben, Grittli. Und darum nochmals: Herzlich willkommen in meinem Hause, es ist dir alles verziehen."

Unter heißen Tränen und ohne ein Wort weiter zu sprechen, legte Grittli seine Hand in die dargebotene des Lehrers, in die Hand, die es in jugendlichem Uebermut und Unverstand ausge schlagen.

„Und nun," fragte eines Tages der Lehrer, „wohin, Grittli, willst du deine Schritte lenken, wenn du wieder hergestellt bist?" und auf Grittlis Antwort, daß es bei seinen Verwandten, wie es schon in Amerika sich vorgenommen, ein Unterkommen suchen werde, sagte er gütig: „Nein, Grittli, du bleibst hier bei uns mit deinem Enkel. Meine Frau wird sich freuen, an dir eine Stütze in der Haushaltung zu finden, und wo meine Lieben ihre Nahrung finden, wirst auch du mit deinem Enkel nicht zu hungern brauchen."

Grittli, beschämt von so viel Güte, wollte ablehnen. Als aber auch die Frau Lehrerin es zum Dableiben aufforderte, gab es nach.

... ist das G
... Magd d
... und fin
... Dankbarke
... wohnt, sein h
Begrüß
... war ein aufgem
... brorjaght
... irram
... schaden, und
... auch ausnehm
... seiner Altersge
... Schrammen m
... er so wei
... der Schule aber ja
... nannte ihn nur
... gerade Gegente
... Schwächling,
... in die Länge gefü
... hatte und zeigte f
... der Genüg o
... der Beste, und
... einander, das
... Hofman mach
... nannte ihn nur:
... doch warer
... die besten ist
... modern. Der Sch
... zieren, und dieser
... es Großmuth, t
... weil er instinkti
... Dachtin tracht un
... gütigsten sich al
... und Schörn,
... und Schorn
... wachen sie den
... Schule entlassen
... dem Freiz
... aber entlieh
... und Mitleide
... die Zeit wurde zu
... der Schorich
... wache Residenz g
... re trau und fleißi
... nicht schwer, sei
... unterzubringe
... Dienr gewe
... ihm übertragen
... Schreiben von f
... Schwach wurde ei
... allen verträglich
... Jahr hatte
... nach etwas
... willkommen gef
... er, ein alter, in
... Herr Kamler
... Waisau hielt

Und jetzt ist das Grittli schon zehn Jahre die treue und demütige Magd dessen, den es in seiner Jugend angeschlagen, und findet in den Gefühlen tiefer Verehrung und Dankbarkeit, welche es der braven Lehrersfamilie widmet, sein höchstes Glück.

Begabt und unbegabt.

Er war ein aufgewecktes, von Mutter Natur in jeder Hinsicht bevorzugtes Bürschlein, der Fritz Moser. Nete Wangen, stramme runde Glieder bekundeten seine Gesundheit, und dieser Gesundheit entsprechend war er auch ausnehmend kräftig, slink und gelenk. Keiner seiner Altersgenossen konnte es im Ringen und im Schwimmen mit ihm aufnehmen, keiner dem Steinwurf ein so weites und sicheres Ziel geben. In der Schule aber saß er immer obenan, und der Lehrer nannte ihn nur: „Mein Stolz.“

Das gerade Gegenteil von ihm war der Gruber-Schorjch. Schwächling, gelbhäutig und unverhältnismäßig in die Länge geschossen, fiel er oft vor Schwäche um, hatte und zeigte kein Leben, und das Schlafen war ihm der Genuß aller Genuße. In der Schule war er der Letzte, und aller Ehrgeiz war ihm fern, das Lesen zuwider, das Schreiben trieb er ungeschickt und das Rechnen machte ihm Kopfschmerz. Der Lehrer aber nannte ihn nur: „Mein Kreuz.“

Und dennoch waren diese beiden während ihrer Schulzeit die besten Freunde. Und das ist nicht zu verwundern. Der Schwache lehnt sich ja so gern an den Starken, und dieser hat Neigung zum Schwachen, teils aus Großmut, teils aus Mitleid, dann aber auch, weil er instinktiv fühlt, daß das Licht am besten im Dunkeln strahlt und das Starke vom Schwachen am günstigsten sich abhebt. Fritz war Schorjchens Schutz und Schirm, sein Helfer bei allen heiklen Aufgaben, und Schorjch dessen gehorsamer Diener.

So wuchsen sie denn zusammen auf, bis sie aus der Schule entlassen wurden. Der Herr Lehrer prophezeite dem Fritz eine glänzende Zukunft, den Schorjch aber entließ er mit Ausdrücken des Bedauerns und Mitleides.

Der Fritz wurde zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben, der Schorjch aber zu seinem Onkel in eine süddeutsche Residenz geschickt. Dieser Onkel arbeitete in der fürstlichen Brauerei, und da er schon Jahrzehnte treu und fleißig sich erwiesen hatte, wurde es ihm nicht schwer, seinen Neffen ebenfalls in diesem Betrieb unterzubringen. Und willig, wie er schon Fritzens Diener gewesen war, unterzog er sich hier jeder ihm übertragenen Arbeit, die ihm leichter als das Schreiben von Händen ging. Mit einem Wort: der Schorjch wurde ein treuer, fleißiger Arbeiter, war mit allen verträglich und daher wohlgelitten.

Zehn Jahre hatte er gedient ohne Wunsch und Hoffnung nach etwas Besserem. Er war mit seinem Los vollkommen zufrieden. Da starb der Schlossportier, ein alter, im Dienst ergrauter Mann, und als der Herr Kanzleirat, der diese Stelle zu vergeben hatte, Anschau hielt nach einem Ersatzmann und

unter anderen auch den Brauereidirektor nach einer geeigneten Persönlichkeit fragte, sagte dieser, ohne sich lange bedenken zu müssen: „Herr Kanzleirat, wenn einer würdig und geeignet ist, so ist es Schorjch Gruber. Er steht schon seit zehn Jahren in fürstlichen Diensten, ist fleißig, pflichteifrig und — treu wie Gold.“

Auf dieses Zeugnis hin wurde Schorjch Gruber Schlossportier, und was das merkwürdigste ist, alle Leute gönnnten es ihm von Herzen. Der Schorjch aber fand sich wunderbar schnell zurecht in seinem neuen Amte, und da es ihm in der vornehmen und ziemlich geräumigen Dienstwohnung zeitweilig etwas langweilig vorkam und auch das Herz sich zu regen begann, ging er eines Tages mit einem Mut, den ihm niemand zugetraut hätte und der nur in seiner Aufrichtigkeit wurzeln konnte, zum alten Krämerbastian und bat ihn um die Hand seiner Tochter Theresje.

Theresje war ein schlankes, hübsches Mädchen, zählte 24 Jahre, und im bereiten Ausdruck ihrer braunen Augen ruhte eine seltene Herzengüte. Auf die Frage des Vaters, ob sie zu einem Bunde fürs Leben mit Herrn Schorjch Gruber geneigt wäre, antwortete sie ohne Bedenken und aufrichtig mit einem freudigen Ja. Denn unter all den jungen Leuten, die ihre Cigarren im Laden geholt hatten, war ihr der Gruber-Schorjch seiner Bescheidenheit und ruhigen Freundlichkeit wegen von jeher der Liebste gewesen, und ihr Herz hatte schon ziemlich zu seinen Gunsten gesprochen, als er noch einfacher Braubursche war, und jetzt, da er ihr ein behagliches Heim bieten konnte, wurde sie mit Freuden seine Frau. Schon vier Wochen nach Schorjchens Werbung traten sie vor Standesamt und Altar und wurden ein glückliches Paar.

Sechs Jahre hatten sie in treuer Liebe und Zufriedenheit im Ehestand zurückgelegt, und drei Kinder, zwei nette, gesunde Buben und ein allerliebstes Mädchen, waren die Freude ihres Lebens und die Krone ihres Glückes. Da trat eines Tages ein sehr ärmlich aussehender Mann mit einem Stelzfuß an den Portier heran, um ihm eine Bittschrift zur Beförderung an den Fürsten zu übergeben.

Bereitwillig, wie er bei solchen Anlässen zu tun pflegte, nahm der Portier die Bittschrift in Empfang und fragte den Bittsteller, woher er sei. „Denn davon,“ sagte er, „hängt sehr viel ab. Der Fürst, unser Herr, ist jedem Armen zu helfen bereit, pflegt aber doch diejenigen zu bevorzugen, die aus dem Gebiet des ehemals souveränen Fürstentums stammen.“

„Das könnte ich nicht sagen,“ erwiderte der Stelzfuß. „Meine Heimat ist im Altbadiſchen, in Wintersingen, und mein Name Fritz Moser.“

Betroffen schaute der Portier den bärtigen Stelzfuß von unten bis oben an und fragte in heftiger Erregung: „Fritz Moser, der Sohn des Metzgers Moser in Wintersingen?“

„Ja, Herr Portier, der bin ich. Kannten Sie denn meinen Vater?“